

Der polnische Jude.

Von Dr. Jakob Fromer.

Mancher der jetzt in Rußland-Polen weilenden deutschen Krieger wird wohl die Gelegenheit wahrgenommen haben, sich die dortigen Ghetto-Juden, von denen er so vielerlei Sonderbares gesehen und gehört hatte, näher anzusehen. Wenn er sich mit ihnen eingehend unterhalten, einen Einblick in ihr Leben und Treiben gewonnen hat, wird er sich vielleicht enttäuscht gefühlt haben, daß diese Menschen sich wohl durch Kleidung und Sprache und sonstige äußerliche Seiten etwas seltsam ausnehmen, im Grund aber sich von anderen Volksschichten, die unter ähnlichen Verhältnissen leben, nicht unterscheiden. Die verleiht eine solche Betrachtungsweise wäre, können wir am deutlichsten erkennen, wenn wir einen Menschen aus unserer nächsten Umgebung, dessen Leben vor uns wie ein aufgeschlagenes Buch zu liegen scheint, zu ergründen versuchen. Da würde es uns wenig nützen, wenn wir wissen, wie er sich bei jeder oder jener Gelegenheiten benimmt und äußert. Worauf es uns eigentlich ankommt, ist, zu erfahren, wie er kraft der in seinem Inneren bewirkenden wirkenden Triebe, die auf dem Wege der Vererbung auf ihn gekommen sind, in allen Lebenslagen und bei allen Gelegenheiten auf bestimmte Reize gleichmäßig reagieren muß. Diese Triebe, in denen allein das Wesen zum Ausdruck kommt, sind freilich stets durch äußere Einflüsse gefärbt. Dennoch schimmern sie durch jede Lebensäußerung durch. Um sie zu erkennen und mit unvoreingenommenen Augen nicht zu verwechseln, müssen wir in dem Menschen, den wir zu ergründen suchen, gleichsam untertauchen, mit ihm fühlen und wirken und leben, und dabei unsere eigenen Reigungen und Wünsche und Urteile nach Möglichkeit ausschalten. Wenn wir uns derart mit seinem Leben vertraut gemacht haben, müssen wir, ohne Haß und Liebe, sozusagen von der Vogelperspektive aus, seine Erlebnisse als Individuum und Volksglied zu erfassen, jeden Zug, den wir bei ihm gefunden haben, bis auf die Ursprünge seiner Geschichte hinaufzuführen suchen, um beurteilen zu können, ob er echt oder wesentlich ist oder nicht.

Wer den polnischen Juden so betrachtet, wird bei ihm vor allem einen Hauptzug finden, worin er sich von allen anderen Menschen unterscheidet. Im allgemeinen pflegt sich das Leben der Völker auf einer sozialen, politischen oder ökonomischen Grundlage aufzubauen. In dem Leben des polnischen Juden aber ist das religiöse Moment einzig ausschlaggebend, während das politische, ökonomische und soziale nur eine sekundäre Rolle spielen. Das läßt sich aus der theoretischen Regierungsform erklären, die das Judentum von Anfang an hatte. Der Augenblickende wird sich kaum einen Begriff davon machen können, wie zahlreich und kompliziert die religiösen Pflichten des polnischen Juden sind, und mit welcher Opferwilligkeit und Selbsthätigkeit er sie zu erfüllen bestrebt ist. Es ist keine Uebertreibung, wenn gesagt wird, daß er in religiöser oder, was ja dasselbe ist, in sittlicher Beziehung der disziplinierteste Mensch der Welt ist. Selbst der Japaner, dessen Pflichtbewußtsein Selbstverleugnung so außerordentlich stark entwickelt ist, reicht an ihn nicht heran. Es gibt bei den polnischen Juden keine noch so geringfügige Lebensäußerung, die nicht mit einer langen Kette von Vorschriften besetzt ist. Und er schleppt sie alle freudig und sucht womöglich immer neue zu schaffen. Wie schwer dünkt es den modernen Menschen, dem neu-testamentlichen Keuschheitsideale nachzuleben! Der polnische Jude, der im Grunde eine stark erotische Natur ist, geht darüber weit hinaus. Er vermeldet es nicht nur, eine fremde Frau anzublicken, schon der bloße Gedanke an sie ist für ihn eine Sünde, ein Verbrechen. Selbst seiner eigenen Frau gegenüber beobachtet er eine Zurückhaltung, die dem modernen Empfinden geradezu unfaßlich ist. Er ipseit mit ihr nicht an einem Tisch, geht mit ihr nie aus, läßt sich mit ihr nicht in weitläufige Unterhaltungen ein. Wer mit seiner Frau viel spricht, zieht sich Unannehmlichkeiten zu, wird von seinen religiösen Pflichten abgelenkt und kommt am Ende dadurch in die Hölle. Wie all dieser Zug ist, zeigt ein Blick auf die Patriarchengeschichte. Soah hält sich im Rebenzimmer auf, während Abraham bei sich Wäste bewirbt. Der fromme Job sagt von sich: „Ich habe einen Wund gemacht mit meinen Augen, daß ich auf eine Jungfrau nicht aderte.“

Eine viel spätere, wahrscheinlich durch die Verührung mit den Versern erworbene Eigenartlichkeit des polnischen Juden ist das Hinsetzen auf das Jenseits. Er sieht das Leben als einen vorübergehenden Aufenthalt, als einen Markt auf, wo er sich die für das Jenseits nötigen Dinge anzuschaffen hat. Dabei aber muß er sich jeden Augenblick in Acht nehmen, daß er nicht etwas Rechtliches einhandelt. Ungeheuer groß ist die Strafe, die

auf das geringste Versehen gesetzt ist. Wie qualvoll er sich die Hölle ausmalt, geht aus der Sage hervor, die man sich im Ghetto von einem Märtyrer erzählt, dem bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wurde. Dabei hielt er fortwährend seine Gedanken auf Gott gerichtet. Nur einen Augenblick verließ ihn die Willenskraft. Dafür mußte er auf dem Wege zum Paradies die Hölle passieren. Später offenbarte er sich einem Freunde und erzählte ihm, daß seine Todesqualen sich zu der Pein, die er in den wenigen Augenblicken des Aufenthalts in der Hölle empfunden hatte, wie ein Tropfen zum Meer verhielten. Umso großartiger malt sich der polnische Jude seine Paradiesesfreuden aus. Er begnügt sich nicht mit einem Palaste, einem Lande, einer einzigen Welt. Nicht weniger als 310 Welten werden ihm drüber zur eigenen Verfügung gestellt werden.

Eine andere auffallende Erscheinung im Leben des polnischen Juden, die sich bis auf die Zeit verfolgen läßt, da die Juden durch die Eroberung des Orients durch Alexander den Großen mit der griechischen Philosophie in Verührung gekommen sind, ist das „Lernen“, wie er das Studium des Talmud nennt. Wenn es nach seinem Herzen ginge, würde er von der Wiege bis zum Grabe ununterbrochen lernen. Das ist freilich nicht ganz durchführbar. Das Leben nötigt ihm manche Pausen ab. Diese Unterbrechungen“ sucht er auf das Mindestmaß herabzudrücken. In zwei bis drei Jahren eignet er sich im Geheer, der Elementarschule, in die er im fünften Lebensjahre kommt, fastig die für das Talmudstudium notwendigen Vorkenntnisse an: die Uebersetzung der Hebräer- und des Pentateuch in seine Muttersprache, das Jüdisch-Deutsche. Das ist alles. Für die übrigen biblischen Bücher, Sarciden und Grammatik, hat er keine Zeit. Die Beschäftigung damit gilt für ihn sogar als anstößig. In profane Kenntnisse, wie die Landessprache, Rechnen und andere weltliche Gegenstände, ist überhaupt nicht zu denken. Die Beschäftigung mit ihnen ist für ihn sogar mehr als anstößig, sie ist göttlos. Nur führt er sich auf das Lernen. Er lernt bis zu seiner Verheiratung, die im Alter vom 18. bis zum 18. Jahre zu erfolgen pflegt, auf Kosten seiner Eltern. Er lernt als verheirateter Mann, auf Kosten seiner Schwiegereltern, solange sie ihn mit seiner Familie erhalten können. Er lernt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Einmal wöchentlich nimmt er sogar noch die ganze Nacht hinzu. In der letzten Ruhezeit, die er sich gönnt, beschäftigt er sich mit Erfindungen. Eine seiner Lieblingsarbeiten ist, ein Mittel zur Abschaffung des Schlafes zu erfinden, den er als seinen größten Feind ansieht, weil er ihm soviel von seiner kostbaren Zeit raubt. Wenn ihn seine Schwiegereltern nicht länger erhalten können, geht er hin aus und erweist einen Nahrungsbeitrag. Er macht ein Geschäft auf, geht haulieren oder wird Lehrer. Aber dies sind alles für ihn nur Nebenbeschäftigungen, lästige Störungen, Unterbrechungen. Seine Hauptbeschäftigung ist und bleibt das Lernen. Wo er nur immer eine freie Stunde erhalten kann, am frühen Morgen, abends, am Sabbat, in den Feiertagen, versenkt er sich in das Studium des Talmud.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Vollsbühne: „Die Mottenburger“.

Mit dieser Gesangsposse von D. Kallisch und A. Weisbrauch als Textverfassern und Rudolf Bial als Komponist wird ein Feuilleton aus dem älteren Berliner Volks- und Theaterleben, das auch noch heute seine Reize hat, in aufgeschrittener Gestalt vor uns hingestellt. Die Posse mit Gesang war damals typisch. Das Couplet war zu seiner Zeit sangbarer und vollstimmlicher. Damals hat es eine gewisse Klassizität besessen. Es ist erstaunlich, jezt wieder zu erfahren, wie viel von jenem Melodienreichtum in die „moderne“ Operette unserer Tage hindurchgenommen ist. An der Dialektik des Coupletts die Originalität und humorvolle Feinsche. Jeder wird sich dies oder jenes herausrechnen können: Wärsch- und Wolgerhütchen, oder Couplets. Ihrer ist eine große Menge da. Allig wird beispielweise der Inhalt einer Zeitung in Musik gesetzt. Und ein Stigler hat diese altberühmte Gesangsposse der wienischen voraus: von Sentimentalität beinahe keine Spur. Kleinbürgerliche Lebensführung ist Trumpf. Aber die Berliner Spottlust reißt sich zu gern an der trübnredigen Witzigkeit provinzieller Strähwinkler. Daß der Witz noch zumeist im Wortspiel — allerdings stets schlagfertig zugespitzt — sich äußert, gehört zu den Grundelementen des Berlinerturnens von einst und heute.

Man wird also Herrn Reinhardt schwerlich großen, daß er „Die Mottenburger“ wieder auf die Bühne gebracht hat (ob sie gerade ins Programm der Freien Volksbühnen und für deren Bildungszwecke passen, ist freilich eine andere Frage). Und man

wird sich schon an Einzelheiten wie ganzen Szenen erfreuen. Die Sitzung des Mottenburger Stadiparlaments, das Septett der ortsfälligen Mätschbasen, so da zugleich die Epigen der „seinen“ Gesellschaft verkörpern: dies und manche andere Vorgänge noch sind höchlich ergötzende Dinge. Auf ihre Herausarbeitung wurde offensichtlich auch viel Sorgfalt verwendet. Dazu treten einige dastellertliche Gelangkräfte von erprobtem Ruf: Hans Wajmann, Gertrud Hesterberg, Eugen Rey, Kasl Wallauer vor allen.

Die Ensembles könnten jedoch leistungsfähiger sein. Und die Spielleitung wird noch tüchtig arbeiten müssen, bis alles klappt, wie es notwendig ist. Denn in den ersten drei Bildern mochte es am Dienstag gar nicht recht lebendig werden — vor zu langen Pausen. Hernach war ein flotteres Tempo. Und der Humor kam zu seinem Recht. Da stellte sich denn auch der Applaud ein, der oft särmisch laut wurde und bis zum Schluß anhält.

Nahrungsmittel im Kriege.

Nahrungsmittel sind in erster Linie zum Essen bestimmt und daß es aber auch recht nützlich ist — namentlich im Kriege — sie zu unteruchen, das zeigte ein Vortrag von Prof. Thoms, dem Direktor des Pharmazeutischen Instituts der Universität Berlin in der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft. Das Institut, dessen Leiter Thoms ist, hat für die Kriegszeit die Untersuchung der Nahrungsmittel für einen Berliner Vorort von 100 000 Einwohnern übernommen. Man darf aus den Ergebnissen dieser Untersuchungen wohl auch einen Schluß auf den Zustand unserer Nahrungsmittel während der Kriegszeit ziehen. Das wichtigste Nahrungsmittel und häufigste Verälschungsobjekt ist die Milch. Die untersuchten Milchproben, es waren 209, waren zu 26,3 Proz. verälscht und hauptsächlich war das Verälschungsmittel Wasser. Auf den Gehalten der Kohlehydrate hat es an Angaben zum Zwecke des Erfasses wirklich nicht gefehlt. Geheimrat Thoms erklärte, vor kurzem habe er bei einer Militärbehörde ein Schild gesehen mit der Aufschrift: Erfinder werden nicht angenommen. Dasselbe Schild, meinte er, hätte man auch auf diesem Gebiet andringen sollen. Am schlimmsten sieht es wohl bei den Fetten aus. Wenn man sich heute Butter nicht mehr zur Untersuchung bekommt — dazu ist sie wohl zu kostbar — so hat schon zu Beginn des Krieges festgestellt werden können, daß auch Butter sich durch reichlichen Wassergehalt auszeichnete, und sogar eine Margarine wies 18 Proz. Wasser auf.

Herborgehoben sei ein deutsches Salat- und Speiseöl aus Oelmüß, das ätherische Öle des Senfs enthält. Es ist nahezu unverantwortlich, meinte Prof. Thoms, ein derartiges Öl unter dieser Bezeichnung in den Verkehr zu bringen. Ein Backbuttererzeugnis zeichnete sich dadurch aus, daß es etwa 4 Proz. Fett enthielt und im übrigen sich als eine Aufkochung von Milch mit Stärke erwies. Schon der Großhandel forderte für dieses edle Erzeugnis 240 M. Wie vorsichtig man bei der Prüfung von Vorschlägen für Fettgewinnung aus den neuen Quellen sein muß, beweisen neueste Untersuchungen, die Geheimrat Thoms angestellt hat. Es wurde als Fettquelle auf die sogenannten Fettbäume verwiesen, zu denen auch die Linde gehören sollte. Es sollte im Frühjahr sich aus der Linde etwa 10 Proz. Fett gewinnen lassen. Eine Linde des Botanischen Gartens wurde für die Untersuchung geopfert, die Linde im höchsten Maße 1,6 Proz. Dazu kommt noch, daß sich diese geringen Mengen Del wegen ihrer sonstigen Beschaffenheit nicht für Genusszwecke eignen. Von der großen Gruppe der Einwickler, also vom Fleisch und den Fleischwaren ist nicht allzuviel zu sagen, denn meist war es die Sibpe der Wärsche, die in der Kriegszeit entartete, und was sich alles schamvoll unter der Wärschhülle verbarg, das verschwieg der Sängers Höflichkeit.

Notizen.

Das verbotene Esperanto. Die Schwierigkeiten, die sich dem Verkehr der Bevölkerung der Alliierten untereinander infolge des Sprachunterschiedes und der geringen Kenntnis fremder Sprachen namentlich in England entgegenstehen, wurden bisher wenigstens einigermaßen durch den Gebrauch des Esperanto vermindert. Aber die französische Zensur ist erbarmungslos, und die Anhänger des Esperanto haben allen Grund zur Trauer: die französischen Volksbehörden haben nämlich jezt auch jederlei Verkehr in Esperanto aufs strengste untersagt.

Der wehrkräftige Sachsenpiegel. Wie die Wisnauer Kleinrussische Zeitschrift „Goman“ mitteilt, wurde in einer Bibliothek die Handschrift einer wehrkräftigen Uebersetzung des Sachsenpiegels aus dem 15. Jahrhundert entdeckt. Im Jahre 1887 wurde Wilna das Magdeburger Recht verliehen und das deutsche Recht, wie es im Sachsenpiegel sich niedergelegt hatte, eingeführt.

41] Endrit Kraupatis.

Eine litauische Geschichte von Ernst Wichert.

Jezt erkannte auch die Müllerin ihren Mann. „Heinrich,“ rief sie ihm in fuchtharer Seelenangst zu, „lah es nicht geschehen — nur das nicht! Weheug es ihm, daß er unschuldig ist! Wenn Du Gott fürchtest, bezeuge es ihm! Herr Krause, hören Sie meinen Mann!“

Der Gendarm war zu Ennsfak eingestiegen und drückte den Alten auf den Strohsitz nieder, da er die Hand aufhob und fortwährend schrie: „Ich schwöre es, daß ich die reine Wahrheit gesagt habe — ich schwöre es —“

„Fahr zu, Jurgis!“ Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung. Man hörte bald nur noch die Weitsche knallen.

Kraupat stand noch immer am Baum. Er war freidebleich. Ihm schlotterten die Anker. Man meinte, es geschehe aus Aerger über seine Frau, und redete ihm zu, hineinzugehen, um sie zu beruhigen, damit sie nicht noch größeren Skandal mache. „Ja, die Weiber! Bei dem Punkt verziehen sie keinen Spaß.“

Er suchte sich zu fassen, dankte grinsend und schritt auf das Häuschen zu. So geht's nicht weiter,“ murmelte er in sich hinein. Auf der Platte über den Stufen stand seine Mutter, die hinausgetreten war, um die Abführung Ennsfaks mit anzusehen. „Da haben sie nun den richtigen Brandstifter,“ sagte sie. „Es kommt alles einmal zu Tage.“

Er sah sie ihren Arm und zog sie hinein. „Komm mit, Mutter,“ rief er ihr zu. „Du sollst dabei sein, wenn ich ein ernstes Wort mit ihr rede.“

„Mit Deiner Frau?“

„Ja.“ „Lah mich. Sie leidet mich nicht bei sich, die Hochmütige.“ Er stieß die Stulttür auf und platzte hinein. Wäre war nicht zu Hause. Das gab ihm noch mehr Mut. „Bist Du denn ganz irrsinnig geworden, Weib,“ schrie er, „daß Du so verrückte Geschichten machst? Was soll man davon denken? Ich habe Dich hier wohnen lassen. Wenn Du's aber so treibst, daß ich mich Deiner schämen muß —“

Berta sah ihn mit einem Blick von oben an, der ihn verstummen machte. „Du Dich meiner schämen —?“

„Ich sage — wenn Du's so treibst —“ stotterte er, „zwingst Du mich, Dir die Fenster zu vernageln oder die Tür zu zeigen — zwingst Du mich.“

Er ging indessen nach dem Fenster und schloß dasselbe. Die Müllerin sah gar nicht weiter auf ihn zu achten, sondern wendete sich der alten Frau zu und fragte scharf: „Was willst Du? Hab' ich Dich nicht verboten, mein Zimmer zu betreten?“

„Du hast hier nichts zu verbieten,“ schrie Kraupat sie an. „Meine Mutter kann eintreten, wo sie will, und wenn ich sie mitbringe, soll niemand sie hinausweisen — auch meine Frau nicht.“

„So werde ich gehen,“ antwortete sie und machte ein paar Schritte nach der Tür.

Er vertrat ihr den Weg. „Du bleibst. Ich habe mit Dir zu reden — und meine Mutter soll Zeugin sein.“

Frau Berta hob drohend den Finger: „Daß Dich's nur nicht gereut!“

„Was soll mich gereuen? Es geht so nicht weiter. Wir müssen ein Ende machen.“

„Was heißt das?“

„Das heißt, wir müssen uns scheiden lassen.“

„Klage doch gegen mich.“

„Ich? Deshalb soll ich klagen? Ich habe keinen richtigen Grund.“

„Was willst Du also?“

„Du aber —“

„Das geht Dich nichts an.“

„Das geht mich sehr viel an. Ich kann so nicht mit Dir leben. Du mußt klagen.“

„Ich muß?“

„Du hast guten Grund.“

„Aber ich hab' Dir's schon einmal gesagt: ich will mit Dir Schande vor Gericht nicht machen. Wir sind geschieden.“

„Und ich soll mit der Klage gehen? Das macht Dir noch mehr Schande, wenn Du nicht klagst.“

„Mir —?“

„Dein's nicht so auf die Waage. Ich bin nun einmal in ihrer Macht.“

„Deshalb bist Du's? Soll ich das wirklich in Deiner Mutter Gegenwart sagen? Weil's nicht wahr ist, was sie vor Gericht ausgesagt hat.“

„Berta —!“

„Weil sie einen falschen Eid geleistet hat.“

Die alte Kraupatene warf ihr einen giftigen Blick zu. „Das ist unverschäm.“

„Schweige Du,“ rief die Müllerin, „auf Deine Anstiftung ist's geschehen.“

Die Alte wurde ganz blau im Gesicht. „So — so —“ zischelte sie, „weißt Du das, mein Schätzchen, weißt Du das?“

Kraupat sah nicht von der Erde auf, knurrte aber ärgerlich: „Du wagst, meine Mutter zu beschuldigen?“

„Du willst ja, daß sie Zeugin zwischen uns sein soll,“ antwortete die Müllerin verblissen. „Mag sie's denn wissen, weshalb ich sie verachte.“

„Höre, mein Täubchen,“ höhnte die Kraupatene, dich an sie herantretend, „wenn Du Recht hättest, wie stünd's dann? Endrit ist unschuldig ins Juchthaus gebracht. Seine eigene Frau hat nicht den kleinen Finger gerührt, ich aber, seine Mutter, hab' ihn befreit! Wenn Du Recht hättest, mein Täubchen —“

Die Müllerin atmete aus schwerer Brust, leuchtend und gegen einen Hustenanfall kämpfend. „So wisse denn,“ sagte sie, „was ich so lange verschwiegen habe, was ich gemeint hatte, in mein Grab mitnehmen zu können: er hat doch die Mühle angestekt.“

„Wer?“

„Dieser hier.“

„Du lägst.“

„Mag er selbst mir's ins Gesicht sagen, daß ich lüge, wenn er kann.“ Sie wendete sich gegen ihn. „Es ist nicht wahr, daß Du in jener Nacht außer dem Hause gewesen bist. Du meinstest, ich schlief, aber ich schlief nicht. Ich habe Dich aufstehen und die kleine Laterne anzünden gesehen. Und dann hast Du aus einem Vertief hinter dem Ofen Lappen und Berg genommen, aus der Kanne Petroleum darauf gegossen, vom Kaminfims die Rindhölschen in die Tasche gesteckt, die Schuhe ausgezogen und die Laterne wieder ausgezündet. Darauf hab' ich Dich hinausgehen gehört. Ich wunderte mich, aber ich dachte, es sei etwas an den Werken zu tun. Nach einer Viertelstunde bist Du wiedergekommen und hast Dich zu Bett gelegt. Aber es litt Dich nicht lange. Du bist wieder aufgestanden, hast Dich fertig angezogen und bist fortgegangen. Nun schlief ich ein. Ich kann nicht lange geschlafen haben — der Feuerlarm weckte mich. Nun sage — daß ich lüge — nun klage mich der Herzlosigkeit an, daß ich Dich nicht aus dem Juchthaus befreit habe, wie Deine Mutter — nun verlange, daß ich mich dieses Ehebruchs wegen scheiden lasse — nun wirf mir vor, daß ich in Angsten aufschreie, wenn ein Unschuldiger ins Gefängnis geschleppt und vielleicht verurteilt wird. Heinrich, Heinrich! Deine Sünde nährt sich von ihrem eigenen Fleisch und wächst höher und höher jeden Tag. Sie wächst Dir riesenhoch über den Kopf.“

(Fortf. folgt.)

